

Umbruch und Aufbruch - Kirche in der säkularen Gesellschaft

Vortrag im Rahmen des „Schönberger Forums“

Evangelische Markuskirche Kronberg

16. April 2018

1 Vorbemerkung

Was ich Ihnen heute Abend vortrage, basiert auf den Erfahrungen von 38 Jahren Tätigkeit als Pfarrer – zunächst in einem Dorf, Reilingen nahe Hockenheim (1976-1977), dann in einem Stadtteil von Mannheim, Unionskirche Mannheim-Käfertal (1977-1992) und schließlich Pfarrer an der Thomaskirche Leipzig (1992-2014). Entgegen mancher Vermutungen war ich aber in den 22 Jahren an Thomaskirche kein sog. City-Pfarrer, der – mangels Gemeinde - ein traditionsreiches Kulturgut verwaltet. Die Kirchengemeinde St. Thomas ist zahlenmäßig eine der größten in Sachsen. Seit 1992 hatte ich das ganze Programm der Gemeindegemeinschaft von der Andacht in der Kita bis zur Beerdigung, vom Krankenbesuch bis zum Konfirmandenelternabend zu absolvieren, gravierende Strukturveränderungen einschließlich Gemeindevereinigung und neue Nutzungskonzepte für eine Kirche, die nicht mehr gebraucht wird, mit zu verantworten.

Auf diesem Hintergrund möchte ich Ihnen in neun Abschnitten meine Überlegungen vortragen:

1. Vorbemerkung
2. Kirche zwischen Belanglosigkeit und Attraktivität
3. Säkularisierung gesellschaftlichen Lebens
4. Thomaskirche
5. Traditionsabbruch und seine Folgen
6. Umbruch und Aufbruch
7. Glaubensbildung konkret
8. Strategische Überlegungen
9. Schlussbemerkung

2 Kirche zwischen Belanglosigkeit und Attraktivität

Mitte Januar und abseits der großen Politik, abseits medialer Aufmerksamkeit, abseits der Antennen aufmerksamer Zeitgenoss/innen, abseits kirchlicher Geistesgegenwart, aber dennoch mitten in Deutschland wurde am westlichen Rand von Nordrhein-Westfalen ein skandalöser Akt von Kulturbarbarei betrieben: Der Dom St. Lambertus von Immerath, ein neoromanischer Kirchenbau aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, musste dem Braunkohleabbau weichen und wurde abgerissen. Die Wochenzeitung „DIE ZEIT“, eines der wenigen Medien, die überhaupt von dem Abriss berichteten, schrieb dazu unter der Überschrift „*Wer stoppt den Wahnsinn*“:

Von den Parteien in Nordrhein-Westfalen ist kein Einspruch zu erwarten, sie sind Teil des RWE-Systems. Von den geistig erloschenen Kirchen erst recht nicht.

„*Geistig erloschene Kirchen*“. Das in einer alles andere als kirchenfeindlichen Zeitung zu lesen, schmerzt – vor allem deshalb, weil Vieles, allzu Vieles dafür spricht - leider auch im Jahr Eins nach dem großen Reformationsjubiläum.

Dennoch gibt es auch die andere Kirche in der säkularen Gesellschaft. Am frühen Ostermorgen wurden in der diesjährigen Ostermette in der Thomaskirche mehrere Kinder, Jugendliche und Erwachsene getauft. Ein 11-jähriger Junge begründete sein Taufbegehren wie folgt:

Meine Eltern wuchsen beide ohne kirchliche Bindung auf. Vor 4 Jahren - in meinem ersten Schuljahr - bekam ich statt „Ethik“ versehentlich Religionsunterricht. Und weil ich den Unterricht so interessant fand, haben meine Eltern und ich nichts dagegen unternommen. Neben anderen Glaubensrichtungen lernte ich hier auch das Christentum kennen. Ich wurde neugierig und wollte mehr darüber wissen. Deshalb meldeten mich meine Eltern in der Kinderkirche an. Dort erfuhr ich noch viel mehr über Gott ... Und ich merkte, dass die Christen weniger Angst hatten. ...

3 Die Säkularisierung des gesellschaftlichen Lebens bis 1989/90

Doch was bedeutet eigentlich „Säkularisierung“? Von einer solchen können wir erst seit der bürgerlichen Revolution 1848 sprechen - also die Emanzipation bürgerlichen Lebens von klerikaler Bevormundung (die es auch im Protestantismus gab). Diese Entwicklung erhielt einen sehr starken Schub in der Zeit der Arbeiterbewegung Ende des 19. Jahrhunderts und in der Weimarer Republik. Da kam das voll zur Geltung, was sich in der Zeit der industriellen Revolution und der beginnenden Arbeiterbewegung anbahnte: die Entfremdung vieler Menschen von der Kirche als Institution, aber auch von ihren Glaubensgrundlagen. In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts verlor die Evangelisch-Lutherische Kirche in Leipzig 15 Prozent ihrer Mitglieder (in absoluten Zahlen: annähernd 100.000 Menschen) – eine deutliche Antwort auf die Frontstellung zwischen Kirche, gerade auch der konservativen, kaisertreuen Thomaskirche, auf der einen und der Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie auf der anderen Seite.

Die Entfremdung setzte sich in der Nazizeit, also zwischen 1933 und 1945, fort – kurz unterbrochen durch die Illusion, evangelische Kirche und Nationalsozialismus könnten eine Allianz eingehen und die Kirche könnte Menschen, insbesondere aus der Arbeiterschaft, zurückgewinnen. In der Zeit der SED-Diktatur verstärkte sich die Loslösung vieler Menschen von der Kirche – gefördert durch die Marginalisierung (der erzwungene Bedeutungsverlust) der Kirche, die das erklärte Ziel der SED-Kirchenpolitik war. Der Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak sprach von einer „*diktaturstaatlichen Doppelschädigung*“, der die Kirche im 20. Jahrhundert ausgesetzt war. Darum reicht mE der Begriff der „Säkularisierung“ des gesellschaftlichen Lebens nicht aus, um die Entwicklung der vergangenen 100 Jahre zu beschreiben. Ich benutze deswegen lieber den von Friedrich Schorlemmer geprägten Begriff von der „*Entchristianisierung*“, um der strategisch angelegten Militanz, mit der zu DDR-Zeiten das gesellschaftliche Leben von christlichen Traditionen bereinigt werden sollte, Ausdruck zu verleihen. Beleg dafür sind die Denunziation der „Jungen Gemeinde“ als Vorhut des westlichen Imperialismus in 50er Jahren, die Institutionalisierung der Jugendweihe als Bekenntnisakt zum Sozialismus und als Ersatz für die Konfirmation nach 1953, die Sprengung der Universitätskirche St. Pauli in Leipzig im Mai 1968 und das bewusste Verächtlichmachen des Glaubens als veraltete Geisteshaltung ewig Gestriger.

3.1 Die Folgen

Die Folgen der kurz skizzierten Entwicklung sind dramatisch. Dabei lasse ich die Diskussion beiseite, ob es sich bei der Säkularisierung um einen unaufhaltsamen Prozess in den zivilisierten Gesellschaften Europas handelt, oder ob nicht doch Religion trotz Aufklärung

und Religionskritik eine bleibende Bedeutung für die Menschen behalten wird. Global gesehen spricht Vieles für letztere These. Tatsache ist: In den vergangenen 160 Jahren haben sich viele Menschen der Kirche, dem christlichen Glauben und seinen Traditionen völlig entfremdet. Das schlägt sich nicht nur in Zahlen nieder: Leipzig hatte vor 1933 über 720.000 Einwohner, davon waren 500.000 evangelisch. Heute sind von 590.000 Bürgerinnen und Bürgern 70.000 Mitglieder der evangelischen Kirche, ca. vier Prozent gehören der römisch-katholischen Kirche an. Also 80 Prozent der Leipziger Bevölkerung sind nicht religiös gebunden. Die Zahlen spiegeln sich auch in der heutigen Kirchengemeinde St. Thomas wider: Hatte die Thomaskirche 1948 knapp 30.000 Mitglieder, zählen sich nun 4.900 Menschen zur Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Thomas. Im Gemeindegebiet – und das ist untypisch für Ostdeutschland – entspricht das einem Anteil von 40 Prozent an der Wohnbevölkerung. Zu bedenken ist aber: Nach der Friedlichen Revolution und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten 1989/90 hat sich sozial ausdifferenziert, was schon zu DDR-Zeiten angelegt war. Wie in allen Minderheitskirchen gehören evangelische Christen in Ostdeutschland den gehobenen Schichten, dem sog. Bildungsbürgertum an. Heute wird dieser Trend verstärkt durch die vielen aus Westdeutschland zugezogenen Bürgerinnen und Bürger, die nunmehr im Gemeindegebiet wohnen. Sie sind prozentual eher kirchlich gebunden als Ostdeutsche.

3.2 Abschied von der Volkskirche

Die Zahlen für die Kirchengemeinde St. Thomas dürfen aber über eines nicht hinweg täuschen: Die Zeiten der „Volkskirche“ sind vorbei. Das belegt nicht nur die sog. Sinusstudie, die zeigt, dass wir als Kirche nur in bestimmten Milieus vertreten sind. Als Christen leben wir unter sehr vielen Menschen, die nichts vermissen, wenn sie keiner Glaubensgemeinschaft angehören, und bei denen wir auch nicht erwarten sollten, dass sie irgendwann einmal, spätestens auf dem Krankenlager, auf die „Gottesfrage“ stoßen. Sie sind religiösen Fragen gegenüber gleichgültig und setzen sich mit ihnen nicht mehr auseinander – auch weil ihnen die Traditionen nicht mehr bekannt sind. Ein Leipziger Jugendlicher antwortete vor einigen Jahren auf die Frage, ob er religiös sei, trocken: „*Nein, ich bin normal.*“ Die Mutter einer pubertierenden Schülerin äußerte anlässlich einer Befragung: „*Mein Kind soll nicht mit Drogen und nicht mit Kirche in Berührung kommen, da werde ich wild.*“ Ebenso habe ich von jungen Erwachsenen, die sich haben taufen lassen, erfahren, dass sich ihre Eltern ernsthaft fragen: Was haben wir falsch gemacht?

Diese Situation müssen wir vor Augen haben, wenn wir danach fragen, wie wir uns als Kirche in einer entchristianisierten Gesellschaft verstehen und positionieren – einer Gesellschaft, die sich in Ostdeutschland nach 1989, wenn auch sehr langsam und moderat, multikulturell und multireligiös entwickelt. Zwei Dinge jedenfalls haben sich aus meiner Sicht als untauglich erwiesen: Weder konnten die westdeutschen Kirchenverhältnisse auf Ostdeutschland einfach übertragen werden (obwohl dies institutionell mit der Übernahme des westdeutschen Kirchensteuer- und Tarifsystems, der Einführung des Religionsunterrichtes an den öffentlichen Schulen und der Militärseelsorge geschehen ist), noch konnte die Kirche in Ostdeutschland einfach so weitermachen wie bisher. Zwar kann der Anteil der ostdeutschen Kirchen an der Friedlichen Revolution nicht hoch genug eingeschätzt werden. Hier ist an den Bürgerrechtler und Grünen-Politiker Werner Schulz zu erinnern, der am 09. Oktober 2009 im Leipziger Gewandhaus sagte:

Die friedliche Revolution war im Kern auch eine protestantische Revolution. Denn der bahnbrechende Ruf „Keine Gewalt“ ist die prägnante Zusammenfassung der

Bergpredigt Vorwiegend waren evangelische Kirchen das Basislager der Revolution. Nie Gewerkschaftsgebäude, Rat- oder Kulturhäuser oder gar Universitäten.

Auch haben die Kirchgemeinden in ideologischer Kälte aus der Kraft des Evangeliums heraus überwintern können – eine der Grundaufgaben von Kirche überhaupt. Aber gleichzeitig war die Kirche in der DDR einem dramatischen Auszehrungsprozess unterworfen. Sie erwies sich 1990ff als ausgebrannt und ausgelaugt. Der Leipziger Superintendent Johannes Richter (1934-2004, Superintendent 1976-1998) sagte mir Anfang der 90er Jahre: „Wenn die DDR nicht implodiert wäre, die Kirche hätte nicht mehr lange durchgehalten.“ Kein Wunder nach den Jahrzehnten der Marginalisierung, Einschüchterung und personellen Auszehrung. Von daher ist auch zu erklären, warum der kurze Prozess der friedlichen Revolution nicht zur nachhaltigen, auch quantitativen Stabilisierung der Kirchen in Ostdeutschland führte. Zahlenmäßig hat sich in der Mitgliedschaft seit der Friedlichen Revolution wenig verändert. Es ist weder zu einer Eintrittswelle noch zu einer Austrittsbewegung gekommen.

4 Thomaskirche

Wenn ich auf meine Tätigkeit seit 1992 zurückblicke und insbesondere das Jahrzehnt nach der Jahrtausendwende Revue passieren lasse, dann haben wir an der Thomaskirche in dreifacher Weise auf die beschriebene Ausgangslage reagiert:

- Wir mussten uns auf die veränderten, vor allem finanziellen und personellen Bedingungen einstellen. Das hat zunächst sehr viele Kräfte gebunden. Denn nach dem Wegfall der Subventionen aus den westdeutschen Landeskirchen ab 1996 mussten wir Ende der 90er Jahre das Problem lösen, dass die kirchgemeindliche Arbeit (Personal, Sachkosten, Gebäude) auf normalem Wege, also mit den von der Landeskirche zugewiesenen Kirchensteuermitteln, nicht mehr zu finanzieren war.
- Es galt, die größer werdende, in ihrer Zusammensetzung sehr veränderte, jünger werdende Gemeinde zusammenzuführen, Menschen in der pluralistischen Gesellschaft neu an die Kirchgemeinde zu binden und auch dafür ein Konzept neuer Beheimatung in der Kirchgemeinde zu entwickeln.
- Wir mussten die Thomaskirche als „pars pro toto“ in der entchristianisierten Stadtgesellschaft neu positionieren und Kirche als wichtigen Teil in der pluralen Gesellschaft mit Gestaltungskraft leben.

4.1 Perspektiventwicklung

Um diesen Herausforderungen gerecht zu werden und diese auch zu kommunizieren, haben wir das gemacht, was eigentlich in der pfarramtlichen Praxis selbstverständlich sein sollte: Ziele formuliert; also Antworten finden auf die drei Grundfragen:

- Was wollen wir?
- Für wen sind da?
- Wen brauchen wir?

Die Antworten sahen so aus:

- Glauben leben, Menschen bilden, durch Musik trösten und aufrichten und so das friedliche Zusammenleben in einer sich multikulturell und multireligiös entwickelnden Stadtgesellschaft gestalten.
- Für die Menschen in der Stadt, die mit uns das Leben teilen.
- Menschen, die über Geld verfügen und die Interesse an Kirche in der Stadt haben.

Diese Antworten haben wir dann in strategische Schritte umgesetzt:

- Kirche in einer entchristianisierten Gesellschaft offensiv leben und Menschennähe zu praktizieren (insbesondere über Hausbesuche, nach wie vor der effektivste und kostengünstigste Bereich des Gemeindeaufbaus).
- das Potential der THOMANA, der Trias von Thomaskirche, Thomanerchor, Thomasschule und ihrer 800-jährigen Glaubens-, Musik- und Bildungstradition nutzen – oder allgemein ausgedrückt: den Schatz der Kirchgemeinde entdecken und heben;
- wirtschaftliche Eigenständigkeit erreichen (private Finanzierungssäulen aufbauen; der Haushalt ist noch zu 23 % Kirchensteuer finanziert);
- die Gebäude (Thomaskirche, Thomashaus, Matthäi-Haus) nach über 100 Jahren grundlegend renovieren.

Wichtig war und bleibt die große Herausforderung: die Thomaskirche als kulturhistorischen Ort, als touristischer Anziehungspunkt, als Heimstatt des Thomanerchores zu verbinden mit der Thomaskirche als gottesdienstlichem Zentrum der Kirchgemeinde, von dem wichtige Impulse für das städtische Leben ausgehen. Als ich vor 26 Jahren meine Arbeit an der Thomaskirche begann, fiel mir auf, dass die Notwendigkeit dieser Verbindung leider kein Konsens war. Im Gegenteil: Das Gemeindeleben war noch stark geprägt von „drinnen und draußen“, von „Wir und die anderen“, vom Touristen als Störfaktor.

Durch das Leitbild *„Thomaskirche – Ort des Glaubens, des Geistes, der Musik“* – 2001 entwickelt mit Studierenden der Handelshochschule Leipzig - haben wir die Verbindung von gegenwärtigem Glauben und der großen Tradition der THOMANA zum Motto erhoben und uns dazu bekannt: Motetten, also die Auftritte des Thomanerchores in der Thomaskirche am Freitag und Samstag, sind Gottesdienste, so wie wir bejahen, dass unsere Gottesdienste nicht nur in der gewachsenen lutherischen Liturgie gefeiert werden, sondern auch von der Musik geprägt sind. Dass dieses Menschen aus aller Welt, unabhängig von ihrer religiösen Ausrichtung, anzieht, sehen wir nicht als Nachteil an, sondern bejahen dieses ausdrücklich – auch wenn mancher in der Thomaskirche die Übersichtlichkeit und Nähe einer normalen Ortsgemeinde vermisst. Allerdings: Jeder, der von außen kommt, muss spüren können, dass es sich bei den Gottesdiensten nicht um eine museal-archaische Hülle für die Musik handelt, sondern um den zentralen Ort des kirchgemeindlichen und städtischen Lebens. Gerade weil viele Menschen, die bisher keine Beziehung zur Kirche haben, Motetten und Gottesdienste besuchen, müssen diese stimmig gestalten und sehr authentisch gefeiert werden.

Anlässlich des 800-jährigen Jubiläums der THOMANA (Thomaskirche, Thomanerchor, Thomasschule) im Jahr 2012 haben wir dann das Erscheinungsbild weiter profiliert – nicht zuletzt durch das Motto *„800 Jahre THOMANA - glauben, singen, lernen“* und den Aufbau des musikalischen Bildungscampus forum thomanum um das bestehende Alumnat des Thomanerchores und die Thomasschule: mit Kita, Grundschule, einer musicaccademia und einem Nutzungskonzept für eine Kirche und ein Gemeindehaus, die 2002 zur Kirchgemeinde St. Thomas gekommen sind, die wir aber nicht brauchen. Wir wollen mit dem Campus zum einen viele Menschen teilhaben lassen an der großen Tradition der THOMANA, zum andern aber immer wieder verdeutlichen, dass es einen untrennbaren Zusammenhang zwischen Glauben, Musik und Bildung gibt, der gelebt werden muss.

5 Der Traditionsabbruch und seine Folgen

Wir haben zu bedenken: Das, was jeder in seiner Kirchengemeinde macht, koppelt ihn nicht von der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung ab. Diese möchte ich vor allem mit dem Stichwort „Traditionsabbruch“ benennen. Erst in meiner Leipziger Tätigkeit wurde mir bewusst, wie fahrlässig wir in Westdeutschland in den 70er und 80er Jahren mit der Frage zukünftigen Gemeindelebens umgegangen sind. Jedes Jahr verloren Großstädte wie Mannheim eine komplette Gemeinde durch Kirchenaustritte. Gleichzeitig nahm die Zahl der Kirchenmitglieder rapide ab, die auch im Alltag in der Glaubenswelt des Christentums beheimatet sind. Und wie haben wir darauf reagiert? Überhaupt nicht – da schließe ich mich ein! Wir haben weiter Stellen geschaffen, Sonderpfarrämter eingerichtet, Gemeinde- und Tagungshäuser gebaut - und nur ganz, ganz wenige haben die damaligen Zahlen hochgerechnet und kamen zu einem Ergebnis, das heute durch die Realität mehr als bestätigt wird: Wenn in den 70er und 80er Jahren Menschen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren die Kirche verlassen haben, dann wird sich das in 30-40 Jahren, also heute, potenzieren. Denn diese Menschen werden kaum ihre Kinder taufen lassen. Und diese sind inzwischen so alt, dass sie ebenfalls eine Familie gründen ... Mit diesem Exodus ging und geht einher ein Traditionsabbruch, der inzwischen (nicht nur in Ostdeutschland) dramatische Ausmaße angenommen hat und bei zu vielen Menschen zu einer beängstigenden Inhaltsleere ihrer Existenz führt. Gleichzeitig führt das zu einem Bedeutungsverlust der Kirchen und einem Selbstauszehrungsprozess vieler Gemeinden. Machen wir uns nichts vor: Das alles ist nicht nur schmerzlich für die Kirche, es hat auch tief greifende gesellschaftliche Folgen. Damit stehen Fragen an, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen:

- Wie wirkt sich der Traditionsabbruch aus – kirchlich, kulturell, gesellschaftlich?
- Wie begegnen wir ihm?
- Welche Bedeutung messen wir der Kirchengemeinde vor Ort und ihrer personalen Ausstattung bei?

5.1 Selbsttäuschung

Leider spielten diese Fragen im Reformationsjubiläumsjahr 2017 – wenn überhaupt – nur eine untergeordnete Rolle. Das haben Friedrich Schorlemmer und ich in unserem Memorandum „*Reformation in der Krise - Wider die Selbsttäuschung*“ thematisiert und kritisiert – mussten aber auch danach feststellen, dass Selbsttäuschung geradezu zum Programm erhoben worden ist. Im Juli 2017, also mitten im Jubiläumsjahr - gaben die beiden großen Kirchen die Zahlen zur Mitgliedschaftsbewegung im Jahr 2016 bekannt. Demnach verlor die evangelische Kirche 530.000 Mitglieder (im Saldo sind es 325.000). In den Medien ließ die EKD aber verlautbaren (vgl. <https://www.ekd.de/EKD-Statistik-Hohe-Verbundenheit-der-Kirchenmitglieder-26671.htm>):

Der – so wörtlich – „*leichte*“ Rückgang sei vor allem auf den demografischen Wandel zurückzuführen; das kirchliche Leben habe sich als weitgehend stabil erwiesen; es gebe erstmals seit drei Jahren mehr Eintritte und Taufen als Austritte.

So kann man sich die Tatsache, dass 2016 190.000 Mitglieder aus der Kirche ausgetreten sind, auch schönreden: Man vergleicht Äpfel mit Birnen, statt den 190.000 Austritten die 25.000 Eintritte, den 340.000 Sterbefällen die 180.000 Taufen gegenüber zu stellen. Matthias Drobinski überschrieb seinen Bericht über das Zahlenwerk in der Süddeutschen Zeitung sehr zutreffend: „*Die Basis der Kirche bröckelt leise.*“ (Süddeutsche Zeitung vom 21. Juli 2017, <http://www.sueddeutsche.de/panorama/austritte-in-die-basis-der-kirche-broeckelt-leise-1.3598355>)

5.2 Ernüchterndes Beispiel der Erosion

Lassen Sie mich das noch an einem Beispiel verdeutlichen. 2010 starb im Gemeindegebiet der Thomaskirche eine ältere Dame. Sie hatte regelmäßig den Gottesdienst und Gemeindeveranstaltungen besucht. Ihren Mann hatte ich kirchlich bestattet. Mehrfach führte ich mit ihr in ihrer Wohnung seelsorgerliche Gespräche. Durch einen Nachbarn erfuhr ich von ihrem Tod und erhielt gleichzeitig die Nachricht, dass sie nicht kirchlich sondern anonym bestattet werden soll. Ich wandte mich telefonisch an den Sohn, der mir ziemlich ruppig zu verstehen gab, ich solle mich da heraushalten; das sei seine Entscheidung. Er beendete abrupt das Gespräch. Wir haben dieses Erlebnis zum Anlass genommen, genauer zu prüfen: Wie viele Kirchenmitglieder werden eigentlich nicht kirchlich bestattet? Das ernüchternde Ergebnis: Es sind ca. 50 Prozent. Im Pfarrkonvent haben meine Kollegin und ich das zur Sprache gebracht. Das Ergebnis: Fast alle bestätigten die Zahl, aber wir haben – weder vorher noch nachher – darüber offen und lösungsorientiert geredet. All das ist ein Alarmsignal, das sehr viel über den Zustand unserer Kirchengemeinden (und unserer Gesellschaft) aussagt:

- Kompetenzverlust in einem Kerngebiet von Seelsorge und Verkündigung: Vergänglichkeit und die Botschaft von Gottes neuer Welt.
- Vereinsamung in der Gemeinde
- Mangel an zielgerichteter Arbeit
- Gesellschaftlich: Niedergang der Beerdigungs- und Trauerkultur

Entscheidend ist: Wenn so viele Kirchenmitglieder nicht mehr kirchlich bestattet werden, dann läuft bei uns etwas falsch: **der Verlust an Menschennähe**. Darüber müssen wir reden – und wie wir diesem begegnen können.

6 Umbruch und Aufbruch

Gerade weil die Kirchen als Träger von Traditionen angesehen und deswegen nach wie vor eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz genießen, können und müssen wir diesem Traditionsabbruch entgegenwirken. Darum ist für mich ganz wichtig:

1. Kirche soll sich nicht in die kleinen Zahlen verlieben. Es ist ein lohnendes Ziel, dass wir mehr werden. Wir sollten mit dem Anspruch auftreten, dass Menschen besser dran sind, wenn sie sich auf einem von uns angebotenen geistlichen, moralischen Fundament bewegen können. Sie kennen vielleicht den schönen Ausspruch von Johannes Rau: *„Christen sind nicht die besseren Menschen, aber sie sind besser dran“*.
2. Kirche soll sich als Teil der Gesellschaft verstehen und sich aktiv mit ihren gelebten Traditionen und ihren Glaubensäußerungen am städtischen Leben beteiligen. Das setzt aber Präsenz vor Ort voraus. Wir sollten den reformatorischen Ansatz von Kirche nicht vergessen – nämlich die
Organisationsvision der Kirche, die von der Gemeinde her gedacht und angelegt ist. (Thomas Kaufmann)

Ich halte wenig davon, Kirche immer mehr zu regionalisieren und zu zentralisieren. Kirchengemeinden müssen sich vom Dirigismus von oben, vor allem aber aus selbstverschuldeter Unmündigkeit befreien. Jede Kirchengemeinde muss die Frage beantworten können: Warum muss es uns am Ort X geben? Wer hier keine Antwort findet, verliert seine Existenzberechtigung. Wer aber unter Einbeziehung aller gesellschaftlichen Gruppen ein überzeugendes Konzept entwickeln kann, hat gleichzeitig die Hälfte auch der finanziellen Probleme gelöst.

In diesem Zusammenhang erinnere ich gerne an das sich im mittelalterlichen Städtebau widerspiegelnde Dreiecksverhältnis Rathaus-Markt-Kirche:

- das Rathaus, in dem die öffentlichen, politischen Angelegenheiten verhandelt werden;
- der Markt, auf dem die Waren getauscht werden, Handel und Wandel stattfinden;
- die Kirche, die die Wahrheitsfrage stellt und durch Wort und Tat an Gottes Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und die Ehrfurcht vor dem Leben erinnert.

Dieses Dreiecksverhältnis ist im Verlauf der Geschichte immer wieder in Schiefelage geraten: im Mittelalter durch die Übermacht der Kirche, in den Diktaturen durch Demütigung und Bevormundung durch den Staat und heute durch die Übermacht der Ökonomie und ihr katastrophales Versagen. Mit Letzterem hat auch die heutige Marginalisierung der Kirche und der Werte zu tun, die der jüdisch-christlichen Glaubensstradition entspringen.

Wenn aber kirchliches Leben unerlässlich ist für ein menschliches Miteinander und wir die Wurzeln unserer Zivilisation (Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Menschenwürde) auch in der jüdisch-christlichen Glaubensstradition erkennen können, dann muss Mission zum praktischen Thema jeder einzelnen Kirchgemeinde werden: Wie können wir mehr Christen werden und was können wir als Kirchgemeinde zum gemeinschaftlichen Leben vor Ort beitragen – insbesondere im neu zu ordnenden Dreiecksverhältnis Rathaus-Markt-Kirche (wobei sich in manchen Städten die Moschee dazu gesellt), aber auch im Verhältnis von Glauben und Wissen und im Blick die Zusammenarbeit von Kirche, Stadt, Gewerkschaften, Initiativen.

3. Kirche hat ganz viel Glaubensbildung zu betreiben, damit die Grundbotschaften des biblischen Glaubens nicht in Vergessenheit geraten. Als Christen werden wir auf Dauer nur bestehen, wenn wir uns unserer Glaubensgrundlagen bewusst sind, sie kennen und kommunizieren. Darum ist dem Bildungsanspruch, der mit dem Glauben verbunden ist, auch durch die einzelnen Kirchgemeinden unbedingt Rechnung zu tragen – einmal ganz abgesehen davon, dass wir mit der Verbindung von Glauben und Bildung einer entscheidenden Errungenschaft der Reformation folgen: *Glaube bildet, bildet Glauben.*

7 Glaubensbildung konkret

Dabei sollte nicht die Frage „Wie?“, sondern „Womit“ wollen wir Menschen erreichen, im Vordergrund all unserer Überlegungen stehen. Was sind die unaufgebbaren Glaubensinhalte, die Menschen zu ihrem Glück kennen sollten und auf die wir nicht verzichten dürfen, wenn wir als Kirche etwas Wesentliches beitragen wollen zum sinnvollen und friedlichen Zusammenleben der Menschen? Ohne Rückbezug auf die biblische Botschaft und ohne kritische Auseinandersetzung mit der Tradition, insbesondere mit den Bekenntnissen der Kirche, wird es nicht möglich sein, auf diese Fragen glaubwürdige Antworten zu finden. Denn wenn die biblische Botschaft zu einer unbekanntem Größe wird, fehlen allem Reden und Handeln der Kirche die Quelle, das Fundament und die Ausrichtung. Das hat drei fatale Folgen:

- Wir verlieren immer mehr Kompetenzen.
- Wir werden sprach- und kommunikationsunfähig im gesellschaftlichen Diskurs.
- Wir werden anderen Religionen und Weltanschauungen mit großen Ängsten begegnen.

Genau in dieser Falle befinden wir uns. Derzeit zeigt sich wieder einmal, wie fatal sich mangelnde theologische Durchdringung von gesellschaftspolitischen Herausforderungen auswirkt.

Dieses Nichtwissen, das bis tief in die Kirchgemeinden hineinreicht, kann nicht durch das ausgeglichen werden, was sich innerhalb der Kirchen breit macht: ein „Abholen“ der Kirchenfernen, indem den „*religiös Unmusikalischen*“ (Max Weber) unterstellt wird, man könne sie nur dadurch erreichen, dass die Grundlagen des Glaubens verschwiegen oder verfremdet werden. Dabei wird nicht bedacht, dass Außenstehende das gar nicht nachvollziehen können, weil sie in dem Verfremdeten die Grundlagen des Glaubens nicht erkennen können. Diese Art von „Selbstsäkularisierung“ (Wolfgang Huber) erweist sich immer wieder als eine Sackgasse. Es wird also darauf ankommen, den christlichen Glauben fundamental und auch elementar zum Ausdruck zu bringen und zu lehren und in dieser Weise auch Kinder, Jugendliche und Erwachsene zu bilden, ohne dabei der Gefahr zu erliegen, fundamentalistisch und banal zu werden.

Auf den Gottesdienst, der allen Unkenrufen zum Trotz die zentrale Veranstaltung der Kirche bleibt, bezogen bedeutet dies: Wir haben die spezifischen Ausdrucksformen des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes immer wieder zu qualifizieren: **Liturgie, Predigt, Musik**. Wir sollten immer wieder daran anknüpfen, dass Luther die **Liturgie** demokratisierte, indem die Menschen am Gottesdienstgeschehen beteiligt wurden. Mit der **Kirchenmusik**, insbesondere mit der Vertonung des biblischen Wortes, wurde eine universal zu verstehende Sprache entwickelt und gleichzeitig ein neues Medium der Verkündigung geschaffen. Durch die zentrale Stellung der **Predigt** wurde der Gottesdienst zu einer öffentlichen Bildungsveranstaltung. Das Wort Gottes wurde zum kritischen Maßstab für das Leben der Menschen in den gesellschaftlichen Bezügen: Trost und Schärfung des Gewissens können so ein getröstetes Gottvertrauen wecken. Wir sollten nicht unterschätzen, wie hoch die Erwartungen der Menschen sind, die einen Gottesdienst aufsuchen. Wir sollten keinem/r Gottesdienstbesucher/in unlautere Motive unterstellen, wenn sie zum Gottesdienst kommen. Im Gegenteil: Wir sollten alles dafür tun, damit Menschen die Teilnahme am Gottesdienst als Gewinn erfahren.

Womit aber wollen/sollen wir Menschen im Gottesdienst und in der Verkündigung erreichen? Ich habe in Leipzig 22 Jahre wöchentlich Taufunterricht für Erwachsene erteilt. Dabei ist ein „Kleiner Katechismus“ in fünf Abschnitten entstanden - fünf Themenbereiche, die sich aus der jüdisch-christlichen Glaubenstradition ergeben und die sich in Gesprächen mit Menschen, die sich dem christlichen Glauben neu zuwenden, als kommunikationsfähig erwiesen haben:

1. *Der Glaube an den einen Gott* – er relativiert alle weltlichen, politischen, ökonomischen Hierarchien, Machtstrukturen und Ideologien, beraubt sie ihrer beherrschenden Funktion und schenkt dem Menschen so Freiheit.
2. Mit der Geburt wird jeder Mensch von Gott *ins Leben gerufen* und mit der Taufe *zum Leben berufen*. Durch diese Glaubensgewissheit erfährt jeder Mensch passiv und aktiv und unabhängig von seiner Herkunft und Beschaffenheit, seinem Glauben und seiner Leistungsfähigkeit seine Achtung und Würde.
3. *Alles Leben ist endlich*. Entscheidend ist nicht die zeitliche Länge des Lebens. Entscheidend ist, dass wir die Zeit, die Gott uns schenkt, sinnvoll und verantwortlich gestalten - in der Hoffnung, dass uns die Fülle des Lebens nach dem Tod bevorsteht.

Wir haben keinen Anspruch auf Leben wohl aber allen Grund zur Dankbarkeit für das Leben.

4. Durch das *Leben, Leiden und die Auferstehung Jesu* erfahren wir, was Gott uns zukommen lässt und uns ermöglicht: Gerechtigkeit und Frieden, Gnade und Barmherzigkeit, die Ehrfurcht vor dem Leben.
5. Obwohl wir Menschen trotz aller guten Vorsätze immer wieder an uns selbst scheitern und wissentlich das Falsche tun, begegnet uns Gott als der, der das *Böse in Gutes umdenkt* und uns durch die Zusage der Vergebung für das so erneuerte Leben wieder in den Dienst nimmt. In diesem Sinn ist Vergebung die Befreiung des Menschen aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit.

Diese Inhalte gilt es in den Gottesdiensten, im Unterricht, in der Gemeinde zu kommunizieren – aber auch in der öffentlichen Auseinandersetzung in einer säkularen Gesellschaft.

8 Strategische Überlegungen

Nun sind zu Papier gebrachte Inhalte das eine. Das konkrete Gemeindeleben ist das andere. Natürlich bekomme ich immer wieder entgegengehalten: Ihr an der Thomaskirche habt gut reden. Nicht jeder hat einen Thomanerchor. Nicht jede Kirche in der Stadt ist ein kulturelles, touristisches Zentrum. Ja, das stimmt. Aber in der Struktur ist die Situation im Dorf nicht viel anders als in der Stadt. Letztlich geht es darum:

- durch Verkündigung und Seelsorge für die Menschen vor Ort da zu sein,
- sich für eine gute Entwicklung des Dorfes, des Stadtteils oder der Innenstadt einzusetzen – und die Kirchengemeinde zu verstehen als GmbH, als „*Gemeinschaft mit berechtigter Hoffnung*“,
- für ein offenes gesellschaftliches Klima zu sorgen, also das multikulturelle und multireligiöse Zusammenleben bejahen und gestalten und sich als Christengemeinde für das friedliche und gerechte Zusammenleben in der Bürgergemeinde einzusetzen (Karl Barth).

Darum möchte ich noch drei Anregungen geben für eine missionarisch ausgerichtete Gemeindegarbeit:

- Gezielt **Jugendliche**, die in einem atheistischen, säkularen Umfeld aufwachsen, ansprechen, am Konfirmandenunterricht teilzunehmen. Ich halte es für sehr lohnend, Jugendliche in der wichtigen Findungsphase zwischen 12 und 15 Jahren zu begleiten und ihnen ein glaubwürdiges, später abrufbares Orientierungsangebot zu machen. Das setzt voraus, dass wir ein qualitativ ansprechendes Programm aufstellen. Gleichzeitig sollte die Konfirmandenzeit durch intensive Elternarbeit begleitet und aufgewertet werden.
- **Junge Erwachsene**, die nach Orientierung suchen, für die Erwachsenentaufe gewinnen, also Glaubensbildung zu betreiben. Inhaltlich verweise ich auf den erwähnten „Katechismus“.
- Für **junge Familien**, vor allem die Eltern, die durch ihre Kinder neu nach dem ethischen Grundgerüst ihres Lebens fragen, ansprechbar sein und entsprechende Angebote machen – z.B. über die Kita und über das Angebot an alle Familien, in denen ein Elternteil der Kirche angehört, aber die Kinder nicht getauft sind. Das digitale Meldewesen ermöglicht den Kirchengemeinden eine unkomplizierte Ansprechbarkeit.

9 Schluss

Was ich Ihnen vorgetragen habe, sind subjektive Einschätzungen und persönliche Anregungen. Insgesamt sehe ich unsere Aufgabe als Kirche darin,

- den einzelnen Menschen durch die Weitergabe der wichtigen Glaubensaussagen den Rücken zu stärken und ihr Selbstbewusstsein zu fördern. In einem solchen „inneren Krisenmanagement“ sehe ich den schönsten Ertrag eines getrösteten Gottvertrauens;
- Ängste zu überwinden durch das Vertrauen auf Gottes gegenwärtiges Handeln;
- Menschen zu lehren und zu ermutigen, die Grundwerte des Glaubens zu leben.

Wir haben keinen Grund, uns mit unserer Botschaft in einer säkularen Gesellschaft zu verstecken und Auseinandersetzungen aus dem Wege zu gehen. Dabei kommt es nicht darauf an, dass wir in allen Milieus vertreten sind und uns allen gleich machen – es kommt aber darauf an, dass unsere Botschaft für alle abrufbar ist und wir als Kirche ein geistiger, geistlicher und politischer Asylort bleiben für die Stadtgesellschaft, also den Schatz der Botschaft Jesu bewahren und heben (anstatt ihn zu vergraben) und den Menschen zur Verfügung stellen. So habe ich Kirche in den vergangenen Jahren in Leipzig erlebt und gelebt. Dabei ist mir aber auch klar geworden, dass es fahrlässig wäre, sich mit der Marginalisierung der Kirche und ihrer Botschaft einfach abzufinden. Denn schließlich haben wir ja den gesellschaftlichen Großversuch hinter uns, einen Staat ohne Religion, ohne Kirchen aufzubauen. Dieser Versuch ist krachend gescheitert. Wir sollten es nicht auf ein weiteres gefährliches Experiment ankommen lassen.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

Beratung für Kirche, Politik und Kultur

info@wolff-christian.de

www.wolff-christian.de